

sondern auch Wissenschaftler aller Grade und Lebensalter zu überzeugen, daß es reizvoll sein mag, sich unseren Reihen als Mitarbeiter und künftige Träger der Arbeit anzuschließen. Ein lebendiges Zusammenwirken aller Tagungsteilnehmer wird, wie wir hoffen, das Bild des

Geschichtsabschnitts, dessen Erforschung unserem Institut anvertraut ist, bereichern und zugleich uns neue Freunde verschaffen sowie zur Linderung des Problems beitragen, vor dem wir stehen: Gewinnung neuer Mitarbeiter und Sicherung eines Nachwuchses.

II Die Gemeinde und die jüdischen Mitbürger

Vortrag von Dr. Willehad Paul Eckert OP, gehalten in der Arbeitsgemeinschaft 23 des 83. Deutschen Katholikentages am 10.9.1970 in Trier¹

Als in Jerusalem die Beweisaufnahme im Prozeß gegen Karl Adolf Eichmann noch einmal das Ausmaß der Vernichtung der Juden Europas der ganzen Welt in Erinnerung rief, da forderten die *deutschen Bischöfe* im Juni 1961 ihre Diözesanen zum *Gebet für die Verfolgten und die Verfolger* auf. Sie bekannten: »Herr, Du Gott unserer Väter! Du Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Du Vater der Erbarmung und Gott allen Trostes! Du hast Dich Deines Knechtes Israel angenommen und ihm und allen Menschen Jesus Christus, Deinen Sohn, als Erlöser gesandt. Ihn, der schuldlos war, hast Du für uns dahingegeben, damit durch Ihn alle gerettet werden.

Wir bekennen vor Dir: Mitten unter uns sind unzählige Menschen gemordet worden, weil sie dem Volke angehörten, aus dem der Messias dem Fleische nach stammt.«^{1a}

In das Entsetzen über das Ungeheuerliche der Perfektion der Ausrottung mischte sich immer wieder und unabweislich die Frage nach der christlichen Mitschuld oder wenigstens Mitverantwortung am Entstehen des Antisemitismus. Wer immer sich ernsthaft mit der Geschichte der Beziehungen zwischen Kirche und Judentum beschäftigt, stößt zwangsläufig auf das Phänomen eines christlichen Judenhasses, christlich freilich nur insofern, als er von Christen praktiziert wurde und auch heute noch nicht ganz unter Christen verschwunden ist. Christlich allerdings nicht, wenn damit ein Leben in der Nachfolge Christi gemeint ist; denn Jesus Christus stammte nicht nur dem Fleische nach aus dem Judentum, er war in seinem Denken, Fühlen, Beten Jude. Darum hat Julien Green nicht unrecht, wenn er in *Journal* schreibt: »Tag und Nacht geht die Marter Jesu in der Welt weiter. Nachdem Er an das römische Kreuz genagelt worden war, wurde Er mit unerbittlicher Grausamkeit in der Gestalt Seines Volkes verfolgt. Man kann keinen Juden schlagen, ohne daß der Schlag nicht den trifft, der der Mensch par excellence und zur gleichen Zeit die Blüte Israels ist. Es ist Jesus, den man in den Konzentrationslagern geschlagen hat. Es ist immer Er. Sein Leiden ist niemals beschlossen. Ach, daß wir doch all' dem ein Ende machen und Israel umarmen könnten, ohne ein einziges Wort zu sprechen, nur weinend. Nach Auschwitz sind es die Tränen, die allein Sinn haben. Christ, wische die Tränen und das Blut vom Antlitz Deines jüdischen Bruders, und das Antlitz Christi wird über Euch beiden leuchten.« In der Erklärung »Nostra aetate«, über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen hat das Zweite Vatikanische Konzil die bereits 1928 vom Hl. Officium ausgesprochene ausdrückliche Verurteilung des Antisemitismus noch

einmal aufgegriffen und bekräftigt: »Im Bewußtsein des Erbes, das sie mit den Juden gemeinsam hat, beklagt die Kirche, die alle Verfolgungen gegen irgendwelche Menschen verwirft, nicht aus politischen Gründen, sondern auf Antrieb der religiösen Liebe des Evangeliums alle Haßausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus, die sich zu irgendeiner Zeit und von irgend jemandem gegen die Juden gerichtet haben.« Die Konzilserklärung blieb allerdings hinter den Wünschen mancher Konzilsväter zurück, die auf ein Bekenntnis auch der Schuld der Christen gegenüber den Juden gedrängt hatten. So hatte der Straßburger *Erzbischof Leo Arthur Elchinger* am 29. September 1964 in der Konzilsaula gesagt: »Warum können wir aus jenem Geist des Evangeliums nicht jene Größe schöpfen, daß wir im Namen so vieler Christen Verzeihung erfliehen für so viele und so große Ungerechtigkeiten! Zweifellos haben auch die Juden ihre Fehler, haben auch ihrerseits Irrtum und Schuld auf sich geladen. Niemand leugnet das. Desungeachtet wird vom Evangelium Christi verlangt, daß wir unsere Schuld bekennen, ohne zu erwarten, daß die Juden dasselbe uns gegenüber tun.«²

Nicht allein der Schmerz über die Folgen der Judenfeindschaft, die Erkenntnis der christlichen Mitschuld und Mitverantwortung, der Wunsch nach einer klaren Absage und Verurteilung des Antisemitismus, in welche Form auch immer er sich kleiden mag, haben die Konzilserklärung veranlaßt. Nicht minder wichtig war das wachsende Selbstverständnis der Kirche als Volk Gottes. *Kardinal Lercaro* äußerte am 28. September 1964 in der Konzilsaula seine Überzeugung, daß jetzt die Stunde zu einer Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den Juden gekommen sei, weil sich die Kirche nun »einiger übernatürlicher Aspekte ihres Wesensgeheimnisses« als Volk Gottes »deutlicher denn je bewußt wird.«³ Er setzte in Parallele zueinander das gemeinschaftstiftende Wort Gottes in der Eucharistiefeier der liturgischen Gemeinde und das gemeinschaftliche Hören des Wortes Gottes in der Tora vor dem heiligen Kahal, der Gemeinde, der Söhne Israels. Der vierte Abschnitt der Konzilserklärung *Nostra aetate*, der sich mit dem Verhältnis der Kirche zu den Juden beschäftigt, beginnt: »Bei ihrer Besinnung auf das Geheimnis der Kirche gedenkt die Heilige Synode des Bandes, wodurch das Volk des Neuen Bundes mit dem Stamme Abraham geistlich verbunden ist.« Die Konzilserklärung unterstreicht, daß, »wenn auch ein großer Teil der Juden das Evangelium nicht angenommen hat, die Juden dennoch nach dem Zeugnis der Apostel immer noch von Gott geliebt um der Väter willen sind, sind

¹ Vgl. u. S. 79: Juden und Christen auf dem Katholikentag; S. 80: Als Jude beim Katholikentag. (Alle Anm. d. Red. d. FR.)

^{1a} FR XII/50/52, 11. Juni 1961, S. 3.

² Vgl. FR XII/XVII/1964/65, S. 18.

³ FR a. a. O., S. 15 ff.

doch seine Gnadengaben und seine Berufung unwiderruflich«. Die Kirche weiß sich den Juden zu Dank verpflichtet, weil sie von ihnen die Offenbarung des Alten Testaments empfing. Die Konzilserklärung erinnert an die Worte des Römerbriefes (11, 17–24), nach denen die Heiden, wenn sie durch die Gnade zum Glauben gefunden haben, als »wilde Schößlinge« in den »guten Ölbaum«, Israel, eingepfropft werden. In Würdigung des gemeinsamen geistlichen Erbes will das Konzil die »gegenseitige Kenntnis und Achtung fördern, die vor allem die Frucht biblischer und theologischer Studien sowie des brüderlichen Gespräches ist«.⁴

Seit die Konzilserklärung im Herbst 1965 promulgiert wurde, sind fünf Jahre ins Land gegangen. Sind die Anregungen, Empfehlungen, Hinweise der Konzilserklärung in das Bewußtsein der christlichen Gemeinden gedrunken? Hat die Konzilserklärung, die Zeugnis ablegt von einem Umdenken in der Theologie, zu einem Umdenken in den Gemeinden geführt? An dahingehenden Bemühungen hat es nicht gefehlt. Die Arbeit mancher katholischen Akademien legt davon Zeugnis ab! Um nur ein Beispiel zu nennen: Im August dieses Jahres fand im Hedwig-Dransfeld-Haus in Bendorf eine Bibelwoche zum Thema »Abraham – Vater der Gläubigen in Judentum, Christentum und Islam«^{4a} statt, zu der sich nahezu 100 Teilnehmer gemeldet hatten, darunter auch eine Anzahl Juden. Aber trotz vieler glücklicher Einzelbeispiele ist der jüdische Mitbürger der christlichen Gemeinde in Deutschland weitgehend ein Fremder geblieben. Während viele Christen noch immer glauben, die Begegnung mit dem Judentum sei eine Randfrage, die ungeachtet der Konzilserklärung einigen Spezialisten überlassen bleiben sollte, eine Randfrage, die gegenüber weit wichtigeren Problemen zurücktreten müsse, weist *Clemens Thoma* in seiner eben erschienenen Handreichung »Kirche aus Juden und Heiden«⁵ nachdrücklich darauf hin, daß »eine Begegnung mit dem Judentum schon im Interesse des Christentums notwendig ist. Dieses Angewiesensein des Christentums auf das Judentum (auch das Judentum kann sich nicht abkapseln) ist kein in sich selbständiger Problembereich, sondern Zentralteil der Problematik, mit der die heutige Kirche in der modernen Welt fertig werden muß. Alles, was in der Kirche ohne Blick nach »draußen« – nach der nicht-christlichen Welt – arrangiert und verkündet wird, wirkt sich im heutigen, stark kommunikativen Zeitalter notwendigerweise gegen die Kirche aus. Kein christlicher Lehrer, Prediger oder Diskutant darf nur seine abzählbare und abschätzbare Gemeinde oder Versammlung im Auge haben. Vielmehr muß er in Evidenz behalten, daß sich außerhalb der Kirche, des Schulraumes oder Lokals *potentielle Hörer* befinden: Menschen ohne religiöses Bekenntnis, Atheisten und Vertreter der großen Weltreligionen: Juden, Mohammedaner, Hindus, Konfuzianer, Buddhisten. Über kurz oder lang trifft jeder hörende und jeder lehrende Christ mit einigen von ihnen zusammen: freundschaftlich, beruflich, geschäftlich oder feindselig. Alles christliche Tun muß somit auch die Anliegen der Andersgesinnten und Entfremdeten mitberücksichtigen, sonst verliert es den Charakter der Christlichkeit. Eine Belehrung oder Verkündigung ist erst dann zeitgemäß und zeitnotwendig, wenn sie interrelativ ist, d. h. wenn sie die nur kirchlich bewahrenden Interes-

sen übersteigt und danach trachtet, auch für »draußen« attraktiv zu werden. Das neutestamentliche Ideal ist eine Kirche aus Juden und Heiden für das Heil der Welt. Diese Kirche ist zunächst eine Heilsgemeinschaft, in der Nichtjuden und Juden vollgültig, vollverantwortlich und stellvertretend für alle Menschen leben können. Sie bleibt in und durch Christus mit dem Christus nicht zugewandten Judentum verwurzelt und verbunden.« (S. 22 f.)

Daß ohne die Einbeziehung der Juden als gleichberechtigte Partner auch eine innerchristliche Ökumene sich letztlich nicht verwirklichen läßt, ist die Überzeugung des kanadischen Dominikaners *Bernard Lambert*. In »Das ökumenische Problem« (Bd. II, S. 215)⁶ schreibt er: »Im göttlichen Plane liegt die grundlegende Wiederversöhnung nicht zwischen Orthodoxen, Katholiken, Protestanten und Anglikanern, sondern zwischen Juden und Heiden, zwischen Juden und Christen . . . Ein Ökumenismus, der sich nur auf die Beziehungen zwischen den Christen beschränkte, wäre von vornherein zur Aussichtslosigkeit verurteilt, weil er sich auf eine zu enge Grundlage stellte. Im Ökumenismus hängt alles zusammen, aus dem einfachen Grund, weil in der Einheit ebenso wie im Bruch der Einheit alles zusammenhängt. Die ökumenische Haltung erweist sich als die allein angemessene. Sie rückt das Problem der Wiedervereinigung Israels und der Christen in die richtige ökumenische Perspektive, die der allgemeinen Heilsoökonomie und des Mysteriums der Kirche. – Der Ökumenismus beginnt damit, daß er ausdrücklich die Existenz des »anderen« anerkennt. Im Falle des Judentums versucht er, die Rolle und das Zeugnis zu verstehen, zu denen das jüdische Volk berufen ist.« Die Fruchtbarkeit eines brüderlichen Gespräches, einer wirklichen Begegnung mit den heute lebenden Juden, wobei er freilich nur an die im traditionellen Sinn Glaubenden dachte, hatte der Straßburger Erzbischof in seiner Rede vor den Konzilsvätern betont und dabei bekannt, daß er selber solcher Begegnung viel verdanke: »Nach dem letzten Krieg, der für die Juden ganz besonders grausam war, wurde in die Stadt Straßburg, in der ich das Hirtenamt ausübe, eine große Synagoge errichtet, die den Namen »Friedenssynagoge« erhielt. Häufig wird mir Gelegenheit gegeben, mit Juden ins Gespräch zu kommen. Deswegen wage ich hier in Bescheidenheit Zeugnis zu geben . . . Die Juden nicht nur des Alten Bundes, sondern auch die heutigen Juden sind einer besonderen Beachtung würdig, insofern sie auch in der Gegenwart lebendige Zeugen der biblischen Überlieferung sind. Sie sind dies: 1. durch ihr Wissen und ihre Einsicht in die heiligen Bücher des ersten Bundes. Um ein Beispiel zu geben: In vielen Gegenden verbringen die Kinder der Juden täglich wenigstens eine Stunde mit dem Studium der Hl. Schrift: ein sehr schönes Beispiel auch für die Christen! Für diese Juden ist die Hl. Schrift kein totes Dokument und keine vergangene, sondern gegenwärtige Geschichte. Ich gestehe, daß mich einige dieser Juden des öfteren zu einer besseren Kenntnis und lebendigeren Liebe zu den Vätern des ersten Bundes angeregt haben. Ganz gewiß bringt das gemeinsame Studium des Gesetzes und der Propheten oder auch der sogenannten Hagiographen, die gemeinsame Bemühung darum von genügend Erfahrungen, Juden und Christen hohen geistlichen Gewinn. 2. Unter den heutigen Juden sind auch viele Zeugen der biblischen Überlieferung, weil sie gewisse religiöse Tugenden leben, die vom Gesetz und den Propheten empfohlen werden. Um ein Beispiel zu

⁴ In: FR XVIII/1966, S. 7.

^{4a} S. u. S. 84 ff.

⁵ S. u. S. 42 ff.

⁶ Vgl. FR XVI/XVII/1964/65, S. 143 ff.

geben: Sie haben einen außerordentlichen Sinn für die göttliche Transzendenz, so daß sie im Französischen häufig »les Pêlerins de l'Absolu« genannt werden. Sie leisten Gehorsam den Geboten des göttlichen Gesetzes und besonders dem Dekalog, und zwar nicht nur im moralischen, sondern im eigentlich religiösen Sinne. Sie glauben an die Befreiung des Volkes Gottes aus der Knechtschaft. Ihr Gottesdienst und ihre Gebete, die sie nicht nur während der Woche in ihren Synagogen, sondern auch in ihren Familien verrichten, festigen und weihen in religiöser Hinsicht die familiären Bande. 3. Wir haben den festen Glauben, daß in Ewigkeit Gott seine Ratschlüsse nicht aufhebt. Als er den ersten Bund schloß, sah er in seiner Liebe bereits den zweiten Bund voraus. Folglich bricht der zweite Bund den ersten nicht . . . Also . . . müssen (wir Juden und Christen) unsere gemeinsamen Reichtümer, soweit es möglich ist, erforschen und mit ihnen (den Juden) dazu kommen, sie für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Wer sieht nicht, von welcher großen Wirksamkeit das in einer Zeit ist, wo der überall verbreitete Atheismus herrscht! Christen und Juden können als Zeugen desselben Monotheismus doch nicht länger den Verteidigern des Unglaubens das sehr traurige Zeugnis eines schweren Mangels an gegenseitiger Kenntnis und Liebe bieten.« Seine Hörbereitschaft betonte der Straßburger Erzbischof nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern er hat sie auch wiederholt bewiesen. Unvergesslich ist mir, wie er auf der kurz nach dem Sechstagekrieg 1967 in Straßburg stattfindenden christlich-jüdischen Konferenz in schlichter Aufnahmebereitschaft den Worten von Professor André Neher lauschte.⁷

Der so eindringlich gewünschten, ja geradezu geforderten Begegnung von Juden und Christen stehen jedoch mancherlei Hindernisse entgegen. Dies gilt in besonderem Maße für Deutschland. Bis in die dreißiger Jahre waren deutsche Juden innerhalb des Judentums geistig noch immer weithin tonangebend. Hatten einst die Juden im Heiligen Land und in Babylon, im Mittelalter die Juden Spaniens, zu Beginn der Neuzeit die Juden Polens zur Geistesgeschichte des Judentums entscheidende Beiträge geleistet, so kamen seit dem 19. Jahrhundert vor allem aus Deutschland die wichtigsten Impulse, wobei freilich zu bedenken ist, daß die deutschen Juden durch Zuzug aus dem Judentum Osteuropas regeneriert wurden. An Ansätzen und Versuchen zur Begegnung zwischen Juden und Christen hat es vor dem Dritten Reich in Deutschland nicht ganz gefehlt. Die Sammelschrift »Judentum, Christentum, Deutschtum«, zusammengestellt aus drei Ausgaben der Zeitschrift »Der Jude« und 1927 im Philo-Verlag in Berlin veröffentlicht, zeigt, wie groß das Interesse auf jüdischer Seite war, Chancen der Kontakte zu nützen, wie daraus nicht zuletzt sich auch für das Selbstverständnis Klärung und Vertiefung ergab. Eindrucksvoll ist auch der Band »Versuche des Verstehens. Dokumente jüdisch-christlicher Begegnung aus den Jahren 1918–1933«, den Robert Raphael Geis und Hans-Joachim Kraus gemeinsam herausgaben⁸, wobei sie sich freilich auf christlicher Seite lediglich auf evangelische Stimmen beschränkten. Das deutsche Judentum, von dem beide Bände Zeugnis ablegen, ist weitgehend vernichtet und vertrieben. Nach der Statistik leben heute nicht mehr als 30 000 Juden in der Bundesrepublik und in Westber-

lin. Manche davon sind erst nach dem Zweiten Weltkrieg hierhin gekommen, weil die veränderte politische Lage ihnen die Rückkehr in ihre einstige Heimat als wenig erstrebenswert erscheinen ließ. Viele von ihnen hatten gehofft, Deutschland werde nur eine Zwischenstation auf ihrem Weg sein. Wenn sie auch inzwischen sich für dauernd niedergelassen haben, so kann ihnen Deutschland doch nicht zu einer neuen Heimat werden. Distanzierend ist auch der Name der zentralen Organisation: Zentralrat der Juden in Deutschland. Gewiß es gibt noch Reste des einstigen deutschen Judentums in Deutschland, aber sie fallen nicht ins Gewicht. Was vom deutschen Judentum überdauert hat, findet sich auch heute noch weitgehend in der Emigration, in England, den USA, in Israel, allerdings hat sich dieses einst deutsche Judentum transformiert. Die zweite Generation spricht fast nur noch die Sprache des Landes, in dem sie lebt, in dem sie zum großen Teil schon geboren ist. (Vgl. dazu die Beiträge von Herbert Strauss: »Die kulturelle Anpassung der deutschen Juden in den Vereinigten Staaten von Amerika«, Eva G. Reichmann: »Deutsche Juden in England« und Herbert Freeden: »Deutsche Juden in Israel«, in EMUNA V [1970], Nr. 1.) Ein wichtiger Gesprächspartner fällt darum in Deutschland weitgehend aus. Von den noch bestehenden jüdischen Gemeinden haben in Deutschland nur die größeren Überlebenschancen, viele der kleineren sind überaltert und haben daher nur wenige oder keine jüngeren Gemeindemitglieder. Mander kleinen Gemeinde fällt es schwer, ein Minjan, die für den synagogalen Gottesdienst unentbehrlichen zehn Männer, regelmäßig zu versammeln. Die ehrwürdige romanische Synagoge in Worms, die aus den Trümmern wiedererstand ist, ist heute mehr ein Denkmal, ein Erinnerungszeichen für die berühmte Gemeinde, die mit denen von Mainz und Speyer zu den wichtigsten im mittelalterlichen Deutschland gehörte, als der Versammlungsort einer heute noch lebendigen Gemeinde. Besucher freilich gibt es viele, auch einen Raschi-Lehrhaus-Verein, der hier eine Stätte internationaler und interkonfessioneller Begegnung schaffen will. Aber niemand weiß, ob eine Regeneration der Wormser jüdischen Gemeinde noch einmal möglich ist. Das aber ist nur ein Beispiel für viele andere. Wo einst blühende Gemeinden waren, gibt es heute oft nur noch Grabstätten, einsame Friedhöfe. Viele Menschen in Deutschland, insbesondere viele Jugendliche, haben keine Gelegenheit mehr, in ihrer Nachbarschaft Juden kennenzulernen, keine Gelegenheit zur fruchtbaren Begegnung, zu dem vom Zweiten Vatikanischen Konzil gutgeheißenen Gespräch. Zwar gibt es in der Bundesrepublik und Westberlin 45 Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die im Deutschen Koordinierungsrat zusammengefaßt sind. Doch stellt sich auch für diese Gesellschaft an Orten mit kleiner oder überhaupt fehlender jüdischer Gemeinde die Frage, wie genügend jüdische Partner gefunden werden können. Viele junge Menschen in Deutschland neigen dazu, Judentum mit Israel gleichzusetzen. Gewiß vermittelt ein Besuch Israels, wenn er lang und intensiv genug ist, einen guten Einblick in jüdisches Leben. Eine Gleichsetzung aber wäre verhängnisvoll, weil dann die Vielfalt und der Reichtum jüdischen Lebens unbeachtet bleiben würde. Noch immer lebt die Mehrheit der Juden außerhalb Israels. Noch wohnen zahlenmäßig die meisten Juden in den Vereinigten Staaten. Bei aller Bindung der Juden überall in der Welt an Israel, bei allen Einflüssen, die von Israel auf das

⁷ Vgl. FR XIX, 69/72 S. 3 ff. Israel, Juni 1967: Ein Zeugnis von Rabbiner A. Neher.

⁸ S. FR XVIII, 65 68, S. 141.

Judentum in der Welt ausgehen, bleibt doch die Stimme des Judentums in der Gola, in der Diaspora, wichtig und hörenschrift. In den Vereinigten Staaten sind christlicherwie jüdischerseits Richtlinien erarbeitet worden, die darauf hinzielen, vor Beginn eines Gespräches zunächst das Thema genau festzulegen und es in der Gemeinde zu erarbeiten. Erst wenn es genügend erarbeitet ist, sollen christliche und jüdische Gemeinde darüber miteinander ins Gespräch treten. Dann darf man erwarten, daß das Gespräch nicht im Vordergründigen, Unverbindlichen steckenbleibt, oder gar immer wieder mit den Voraussetzungen und Anfangsgründen beginnen muß, sondern daß es zu einer vertieften Erkenntnis auf beiden Seiten führen wird. Die Chance eines Gespräches zwischen den Gemeinden gibt es in Deutschland nicht. Gruppenbegegnungen sind freilich nicht ganz ausgeschlossen, immerhin ziemlich selten. Gemeinsame Bibellektüre ist ein Beispiel solcher fruchtbaren Begegnung zwischen Juden und Christen, die auch in Deutschland – trotz aller Schwierigkeiten – nicht unmöglich ist und zuweilen auch realisiert wird.

Nicht nur die Tatsache, daß die Zahl der Juden in Deutschland so klein geworden ist, macht das Gespräch zwischen Juden und Christen so schwer, sondern nicht minder die Vorurteile oder zumindest recht einseitigen Vorstellungsbilder von Juden und Judentum, die in den christlichen Gemeinden weit verbreitet sind. Selbst manche der Befürworter eines ökumenischen Gespräches gingen von Vorstellungen aus, was Juden und Judentum sein sollten, die kaum an der Realität überprüft waren. Spätestens das Zweite Vatikanische Konzil hat der Welt dafür die Augen geöffnet, daß Kirche kein Monolith ist. Noch viel weniger ist das Judentum ein Monolith, es ist vielschichtig und kennt die verschiedensten Ausdrucksformen. In einem Gedenkartikel auf einen der katholischen Wegbereiter christlich-jüdischer Begegnung, auf *Karl Thieme* stellte der in Basel lebende jüdische Gelehrte und Publizist *Ernst Ludwig Ehrlich* fest, »daß auch heute noch viele Christen nicht die Wirklichkeit des Juden, des jüdischen Volkes und Israels wahrzunehmen vermögen. Der Grund besteht in der noch immer nachwirkenden Konzeption von einem fossilen Judentum, das nach der Auferstehung Jesu eigentlich keine eigene Geschichte mehr haben dürfte.« Und dann nochmals: »Daß Christen – übrigens auch gerade nach der Konzilsdeklaration – sich gegenüber Juden und Judentum so hilflos zeigen und noch relativ wenig Konstruktives geschehen ist, hängt mit der mangelnden Kenntnis der Wirklichkeit des Judentums zusammen. Zunächst einmal ist man sich auf christlicher Seite allzuoft über die Vielfalt der Möglichkeiten im unklaren, Jude zu sein. Das Judentum ist weder hierarchisch gegliedert, noch besitzt es eine Weltzentrale. Es vermag in seinem vielräumigen Haus die verschiedensten Bewohner zu dulden. Sie werden zwar unter sich nicht immer besonders gut übereinander sprechen, die Form der Gottesdienstausübung des anderen Juden nicht schätzen, einander vorwerfen, intolerant, zu orthodox, zu liberal, zu chauvinistisch, zu universalistisch, zu assimilatorisch, zu gettohaft, zu kritisch, zu wenig kritisch, zu wissenschaftlich oder zu fundamentalistisch zu sein. Aber es sind alles Juden, und vor allem: Sie erkennen sich gegenseitig als Juden an . . . Zur Wirklichkeit des Judentums gehört seine Vielfalt, sein Pluralismus.« (FREIBURGER RUNDBRIEF XX [1968] S. 22 f.) *Harry Maor* erinnert an den berühmten Satz des Talmuds: »Obwohl er ein

Sünder (Gottesleugner) ist, bleibt er dennoch ein Israelit« und setzt dann hinzu: »Die Zugehörigkeit zum Judentum konnte also selbst einem jüdischen Atheisten nicht streitig gemacht werden und wurde es auch nicht.« (*Harry Maor: Der glaubenlose Jude*, in: EMUNA IV [1969] S. 149.) Zur Erklärung dieses Sachverhaltes weist er (a. a. O., S. 149) auf folgendes hin: »Das Judentum bezog sehr früh gegenüber Gott eine Stellung, die unter der Partnerschaft Israels mit Gott so etwas wie eine Eigenständigkeit des Menschen gegenüber Gott zuließ. Die berühmte Wendung aus der Genesis, »Ihr sollt sein wie Gott«, mußte im Laufe der Zeit zur Postulierung eines, wie wir sagen möchten, tragischen Atheismus führen. Überhaupt scheint der Atheismus im Judentum weit weniger ein gefürchteter Begriff zu sein wie er es im Christentum war und zum großen Teil wohl auch heute noch ist. Seit hellenistischen Zeiten werden Qualitäten, Quantitäten, Wesenszüge und Möglichkeiten Gottes im Judentum diskutiert und unter Bezugnahme auf die Unvorstellbarkeit Gottes oft genug radikal abgelehnt. Auch von hier aus führte ein Weg zum Atheismus. Der ethische, postulatorische Atheismus hat im Judentum zahlreiche Anhänger gefunden. Dafür sprachen die Leiden, denen die Juden aufgrund ihrer Religion ausgesetzt waren und das Fehlen einer eigentlichen Theodizee. Der Gott Hiobs war nicht der Gott von Auschwitz, auch der im Gefolge der Katastrophe geborene Staat Israel konnte die messianischen Hoffnungen des »leidenden Knechtes« nicht aufwerten. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die Katastrophe und das Entstehen des Staates Israel zusammen erst die Säkularisierung des Juden und die Möglichkeit seiner Glaubens- oder Religionslosigkeit vollendeten.« Oftmals wird von christlicher Seite die Möglichkeit eines Gespräches oder zumindest doch das Sinnvolle einer Begegnung auch mit dem nichtgläubigen Juden bestritten. Nicht selten wird vor einer derartigen Begegnung geradezu gewarnt. Auch in den bereits zitierten Worten des Straßburger Erzbischofs war ja nur die Rede von einer Begegnung zwischen gläubigen Christen und gläubigen Juden. Nicht bestritten kann werden, daß manche der Juden, die mit ihrem Glauben brachen, sich vom Judentum gänzlich abgekehrt haben, daß sie es scharf bekämpfen. Karl Marx, der aus Trier stammt, gehört dazu. Es fehlt nicht an jüdischen Stimmen, so neuestens Hans Lamm in einer kleinen Broschüre über Karl Marx, die ihn nur seiner Abstammung nach als Jude gelten lassen wollen, im übrigen aber betonen, daß er das Judentum gänzlich verlassen habe. Andere wie Isaac Deutscher (in »The Non-Jewish Jew«, Oxford 1968) betrachten ihn noch in seiner Negation als zum Judentum zugehörig. *Friedrich Heer* hat in seinem Vortrag »Jüdische Messianismen im 20. Jahrhundert – Probleme des jüdischen Marxismus« (in: »Die geistige Gestalt des Judentums«, Münchner Akademie-Schriften 47, München 1969) durchaus die Gefahren eines atheistischen Judeseins auch für das Judentum selbst gesehen, auf das Phänomen des jüdischen Selbsthasses hingewiesen, des antijüdischen, ja antisemitischen Juden. Er hat aber auch betont, daß der gläubige (sozialistisch gläubige) atheistische Jude eine wichtige kritische Funktion den bestehenden Religionen wie dem Sozialismus gegenüber ausübt und dadurch notwendige, heilsame Impulse zu einem erneuerten Selbstverständnis auch der christlichen Gemeinde geben kann: »Die Wahrnehmung, die Beachtung des Glaubens atheistischer Juden könnte nämlich, von erwachenden Christen, wahrgenommen, als

ein missing link, ein fehlendes Verbindungsglied, sich erweisen, ein Verbindungsglied, das Christen als immer noch weltscheue, weltangstliche, weltflüchtige Wanderer zwischen zwei Welten stärker einwurzeln könnte in der Gegenwart, in der Vergangenheit, in der Zukunft.« Msgr. *Antonius C. Ramselaar*, der unermüdliche Vorkämpfer einer Begegnung von Juden und Christen in Holland, weist in seinem Aufsatz »Das Land Israel in der Wechselbeziehung von Theologie und Kultur« (in: *EMUNA IV* [1969] S. 374) auf die starken Impulse hin, die gerade von den Grenzgängern des Judentums, den nichtgläubigen, nichtgläubig zumindest im traditionellen Sinne des Juden, auf das neuere christliche theologische Denken ausgehen: »Das Christentum erwacht aus seiner krankhaften Apathie gegenüber dem wirklichen Weltgeschehen. Die Ablehnung aller Erneuerung, das unbewegliche Einstehen für längst vermoderte Systeme haben dem Kommunismus die Kraft eines Evangeliums gegeben. Jetzt erwacht das christliche Denken und sieht, daß gerade die Begegnung mit der Revolution eine Erneuerung der Theologie bedeutet. Was ist denn die Kraft des Evangeliums anders als eine Hoffnung für eine bedrohte Welt? Ist es nicht immer der messianische Traum, der das Denken beherrscht? Ist es Zufall, daß es wieder jüdische Schriftsteller waren wie Buber, Rosenzweig, Bloch und Marcuse, die inspirierend auf ein neues theologisches Unternehmen wirkten? Ist es nicht vielsagend, daß in einer Theologie, die der Offenbarung ihren Platz in der wirklichen Geschichte zuweisen will, sich zugleich eine Theologie der Hoffnung anbahnt... Es ist bemerkenswert, wie die Erkenntnis der Entstehung der Bibel stets wachsendes Interesse für die jüdische Wirklichkeit weckt und wie die Israelbewegung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs unter Protestanten und Katholiken nach einem theologischen Verständnis der ganzen Geschichte sucht. Es ist kein Wunder, daß die Rückkehr zu einem biblischen Realismus die besten Vorkämpfer für ein Studium des lebendigen Judentums hervorbrachte. Es hat den Anschein, daß die Theologie in ihren Erneuerungsversuchen immer wieder ins Stocken gerät, wenn sie bei den christlichen Klischees über das lebendige jüdische Volk haften bleibt. Die Begegnung zwischen jüdischen und christlichen Gelehrten liefern überraschende Einsichten in das Entstehen des Christentums, aber auch neue Perspektiven für das ganze theologische Denken.«

Chancen einer Begegnung liegen in der Rückwendung zur Bibel, einer Wiederentdeckung des Alten Testaments, einem Sich-Bemühen um den ursprünglichen Sinn des Alten Testaments. Daß Juden und Christen fruchtbar aber nicht nur das Alte, sondern auch das Neue Testament lesen können, hat das Experiment der Bibel-Taschenbuch-Serie bewiesen, die in Holland gemeinsam für beide Testamente jüdische und christliche, evangelische und katholische Theologen herausgaben. Die Erkenntnis, daß der Hellenisierungsprozeß, der bereits im frühen Christentum einsetzte, nicht nur ein Gewinn war, sondern auch Verlust bedeutete, daß es notwendig ist, zum hebräischen Denken zurückzukehren, setzt sich immer mehr durch. Friedrich Heer (a. a. O., S. 73) formuliert das so: »Wir befinden uns heute in einem Prozeß der Hebräisierung der Welt: Das wissen bereits wache christliche Denker wie Johann Baptist Metz, Heinz Robert Schlette, Wolfhart Pannenberg, Jürgen Moltmann und Hans Hoekendijk, um nur einige Namen aus dem europäischen Katholizismus und Protestantismus zu nennen. Hebräi-

sierung der Welt: die zehn Gebote; Gerechtigkeit für alle; das Tun der Wahrheit; Gott ganz ankommend in der Geschichte; die gläubige Überzeugung, der Mensch sei dem Menschen nicht Wolf, sondern Gottesfreund. Das Reich Gottes ist nahe. Eine Menschheit – ein Friede – ein Völker-Bund: Bund des Menschen mit dem Menschen; als Bund Gottes mit dem Menschen. Die Zukunft zu leisten ist die Pflicht des Menschen, ist die religiöse Aufgabe des Menschen.«

Trotz solcher Tendenzen ist das Gespräch, wo es zustande kommt, keine leichte Sache. *Adolf Exeler* hat völlig recht, wenn er sagt (»Das Verhältnis der Kirche zu den Juden«, in: Theodor Filthaut [Hrsg.], »Umkehr und Erneuerung«⁹⁾: »Es ist von schwerwiegenden Fragen belastet. Grundlegende Begriffe und Chiffren des Glaubens wie »Reich Gottes«, »Knecht Gottes«, »Erlösung« werden verschieden verstanden, und hier läßt sich nichts vermischen oder trennen, hier kann man nur vertiefen im geduldigen Hinhören.« Dies aber ist eine Kunst, die weitgehend noch gelernt werden muß. »An die Stelle der Angst der Juden vor den Christen und an die Stelle des Mißtrauens der Christen gegenüber den Juden müssen gemeinsames Heils- und Verantwortungsbewußtsein und gemeinsame Hoffnung treten« (Clemens Thoma, a. a. O., S. 23)¹⁰⁾. In Deutschland konnte nach dem Zweiten Weltkrieg aus Mangel an jüdischen Gesprächspartnern der Eindruck entstehen, die Initiativen gingen nur von christlicher Seite aus. Dieser Eindruck ist jedoch trügerisch. Nach allem, was geschehen war und ist, mußte allerdings von christlicher Seite ein Anfang gesetzt werden. An Mitbeteiligung, Mitdenken und Initiative hat es dann auf jüdischer Seite keineswegs gefehlt. Zeugnis dafür bietet etwa die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. Nicht zu vergessen sind die Bemühungen jüdischerseits schon lange vor dem Dritten Reich und vor den Neuansätzen zu einem christlich-jüdischen Gespräch nach 1945 um die Gestalt Jesu. *Robert Raphael Geis* stellt in der Einleitung zu dem Sammelband »Versuche des Verstehens« (S. 35) fest: »Bedeutsam aber ist es, wenn das Judentum – kaum aus der Angst vor den Kirchen befreit – ein so vielfältiges Ja zu dem Juden Jesus von Nazareth findet, indem es jüdischen Glauben und jüdische Hoffnung, jüdisches Leid und jüdische Not, jüdisches Wissen und jüdische Erwartung wiederentdeckt.« Das Bekenntnis zu Jesus als einem Großen der jüdischen Geschichte muß nicht notwendigerweise auch zu einem Christusbekenntnis führen, wie umgekehrt das Nichtkennen Jesu nicht notwendigerweise das Gespräch mit Christen hindern muß. Juden beginnen heute, von Christen etwas zu erwarten. Zu der Rabbinerkonferenz, die der diesjährigen Weltkonferenz des Progressiven Judentums in Amsterdam vorausging, waren auch christliche Geistliche als Beobachter eingeladen. Mit ihnen wurde das Konferenzthema »Krisis des Glaubens« diskutiert.

Der jüdische Mitbürger ist für die christliche Gemeinde immer noch, trotz der Erklärung »Nostra aetate« des Zweiten Vatikanischen Konzils, weitgehend ein Fremder. Nur zögernd beginnt das Gespräch, an der Einübung dazu fehlt es noch weitgehend. Aber es gibt dennoch Möglichkeiten der Begegnung, Chancen, die ausgenutzt werden sollten, wenn der ökumenische Auftrag unserer Zeit erfüllt werden soll.

⁹⁾ s. FR XIX, 69/72, S. 124 f.

¹⁰⁾ S. u. S. 118.